

Männlichkeit

Alexander Maria Schmidt kämpft sich in Dietrich Brüggemanns «Vater» virtuos changierend durch den Dschungel der Orientierungslosigkeit im eigenen Rollenbild als heterosexueller Mann.



Ingo Hoehn

Thierry Frochoux

Die Figur des Matthias erkennt sich als soziales Konstrukt und Erbräger von milieuspezifischen Verhaltensmustern, von denen er fürchtet, sie – einmal selber Vater – ungefiltert weiterzugeben. Dabei fokussiert der Text die gefühlte Ohnmacht und nicht etwa Ansätze, das Korsett zu sprengen. Im Resultat entwickelt sich das stereotype Bild heterosexueller Mann, der nicht etwa erst später als die Frau eigenverantwortlich erwachsen wird, sondern letztlich nie (können die eigentlich nicht verhüten?). Die Selbstverortung als sozial programmiertes Glied in einer Kette verleitet diesen Mann sehr leicht zur Einnahme einer Position der Schwäche – irgendwo in der Schittmenge von Larmoyanz, Opfergebaren und dem Trotz-demdrang zum archaischen Heldenmythos –, die eine allfällig individuelle Gestaltungskraft entweder negiert oder schlicht nicht erkennt. Oder der sich darin bescheidet, den fehlenden Ansatz zur konstruktiv konnotierten Selbstreflexion als gegeben hinzunehmen. Das Schauspiel in der Regie von Manuel Bürgin entwickelt einen enormen Eifer zur Verwedelung jedes solchen potenziell aufscheinenden Ansatzes, der augenscheinlich die Form eine Bedrohung darstellt, indem auf Zeitsprünge und Aussenperspektiven dermassen viel

Raum und Kraft verwendet wird, dass es kaum erstaunt, für anderes kaum mehr Zeit und Energie zu haben. Die verinnerlichte Stimme des Vaters, die Ratschläge des Freundes Sven, Einschätzungen von Tanten und die offenbar unverständlichen Reaktionen der Frauen auf die eigenen Handlungen und Unterlassungen – Katja, Desirée, Nina –, ergeben einen dicht gewebenen Teppich eines Persönlichkeitsbildes, das sich Matthias angesichts des bevorstehenden Sterbens des Vaters in diesem Monolog selbst erarbeitet und sich darin erkennen lässt. Was in der Eigenwahrnehmung wiederum als sattsam ausreichende Leistung angesehen wird, was ihn dazu verleitet, sich darüber selbst anerkennend auf die Schulter zu klopfen und damit den ungemütlichen bis anstrengenden Prozess der Selbstverortung als vollends ausreichend betrieben, also abgeschlossen anzusehen. Und: aufschnaufen. Gut möglich, dass «Vater» die bislang bestkonzentrierte Wiedergabe der sogenannten toxischen Männlichkeit ist. Alexander Maria Schmidt ist eine Idealbesetzung als Identifikationsfigur für diesen Argumentationsschwall alias Rechtfertigung und Befreiungsschlag, es einfach nicht besser (wissen) zu können.

«Vater», bis 18.6., Theater Winkelwiese, Zürich. Wiederaufnahme Saison 21/22.